

Der sokratische Riss bzw. initiale platonische Bruch war somit das Feststellen der Begriffe, der den fortschreitenden Bruch bedingt, da es das Sein nicht gibt (die fliehende Welt sich also nicht feststellen lässt), dessen Suche aber weiterhin schmollend für nötig gehalten wird. Wahrhaftige Aufklärung – oder »die neue Aufklärung« (KSA12, § 1[85]) – hieße, mit dem Bruch zu brechen, das Rad der Zeit zu bremsen (KSA7, § 19[17]) und die emsige Moderne in ihrem fortschreitenden Sturz nach vorne aufzuhalten. Als erneuter Bruch mit der alten Welt, als wiederholter Versuch »das Absolute [zu] finden« (Poelzig, in: Conrads: 21), war unsere letzte Moderne der (geschriebenen) Architektur nur die aus Sokrates' tiefem Riss ausgewachsene blendende Blüte der ältesten finsternen Europas.

Überwindung des Wissens durch *mythenbildende Kräfte*. Kant merkwürdig – Wissen und Glauben! Innerste Verwandtschaft der *Philosophen* und der *Religionsstifter*! (KSA7, § 19[62])

Wenn aber mit der ›wahren‹ Welt auch die ›scheinbare‹ abgeschafft ist, gibt es auch keinen Bruch mehr. In Nietzsches ›Gegen-Reich‹ (der Kunst) gibt es nicht mehr Gegensätze an sich, sondern vielmehr Grade der Abstraktion, Grau- und Farbstufen, Statistik und Wertabschätzung (KSA11, § 26[3171]). Nach zweitausendjährigem, von Sokrates eingeleitetem Bruch, Rückschritt (Platonismus) und ihrer in fine im europäischen Hegelianismus bzw. Nihilismus kulminierenden geistigen Katastrophe greift Nietzsche wieder den vorsokratischen Speer auf (PHG, § 1), d.h. Anaxagoras' »*Nous*«, der »das Privilegium der Willkür« hat, und Heraklits ewige Unschuld des Werdens (»Heraklit würde ergänzen – ein *Spiel*« [PHG, § 19]) und schleudert ihn unter der umgestalteten Form des Willens zur Macht weit in die Zukunft. Er ergriff damit seine (desolate) Aufgabe, Europas »Geschichte zu einer *Fortsetzung der griechischen* zu machen« (MA, I, § 475).

Erst als die fabelhafte Erzählung der Fiktion dürfte man nun die kurze Geschichte des Denkens ohne Bedenken wieder recht lang erzählen.

7. Das Problem der Sprache

Der Philosoph in den Netzen der *Sprache* eingefangen. (KSA7, § 19[135])

Die Verführer der Philosophen sind die Worte, sie zappeln in den Netzen der Sprache. (KSA8, § 6[39])

Der Mensch gebärdet sich, als sei er Bildner und Meister der Sprache, während sie doch die Herrin des Menschen bleibt. (Heidegger 5: 140)

Man begegnet in der Rezeption Heideggers den häufigen Vorwürfen der Phraseologie. Böse Zungen behaupten geradezu, die äußerst knifflige Konstruktion seiner Abhandlungen verschleiere nur eine inhaltliche Leere. Eine schwerwiegende Anklage an einen großartigen Baumeister des Denkens, die an die recht amüsante Abrechnung Schopenhauers mit dem »noch gröbbern Unsinn des plumpen und geistlosen HEGEL« (Schopenhauer: 536/548) erinnert. Aber stellen wir nun dem (logischen) Denken folgende, durchaus an Phraseologie grenzende Falle: Wenn Denken und Sein identisch sind – und dies ist nun

mal seit Parmenides die kuriose Überzeugung der Metaphysiker und letztlich auch aller böser Zungen –, wie kann dann noch Denken nicht Sein sein? Einfacher formuliert: Wie kann das Denken manchmal dem Sein entsprechen – und das Sein steht hier natürlich für die absolute Wahrheit – und zuweilen reine Phraseologie sein, d.h. purer Schein? Die Antwort ist scheinbar völlig offensichtlich: Das Denken ist bedingt, d.h., es dringt nur bedingt zum Sein vor! Nun heißt dies aber wiederum, dass etwas Bedingtes mit dem Unbedingten an sich gleichgesetzt wurde; das an Bedingungen geknüpfte Denken wurde also dennoch an das unbedingte Sein gekettet. Wie wir im zweiten Teil noch sehen werden, ist aber der grundlegende ›Fehler‹ nicht die (verklärte bzw. noch etwas unpräzise) Gleichsetzung von Denken und Sein, sondern die Konstellation bzw. (Pole-)Position des Seins im metaphysischen Reich der scheinbaren Gegensätze.

Nun geht aber der Vorwurf der Phraseologie nur selbst den viel grundlegenderen Problemen der Sprache aus dem Weg. Nietzsche weist darauf hin, dass die geistige Tätigkeit von Jahrtausenden in der Sprache niedergelegt ist (KSA7, § 19[117]), und hält fest, dass wir eben nur in Worten denken können (KSA9, § 6[362]). Alles »vernünftige Denken ist ein Interpretieren nach einem Schema, welches wir nicht abwerfen können« (KSA12, § 5[22]). Um diese Fatalität nochmals zu unterstreichen, verwendet er an anderer Stelle das bezeichnende Bild der »Fliege, die nicht durch das Glas kann« (KSA9, § 6[430]). Schon sein ›Erzieher‹ Schopenhauer erinnert an Kants größte, auf Locke und kurioserweise selbst noch Platon zurückzuführende Einsicht, »dass zwischen den Dingen und uns immer noch der INTELLEKT steht« und dass die den Sinnen erscheinende Welt selbstverständlich niemals reine Erkenntnis sei, als vielmehr reiner »Wahn« (Schopenhauer: 534ff.). Seine Erkenntnis antizipierte Nietzsches »Wahn der Kontemplativen« (FW, § 301), Wahn und Erkenntnis aber nicht als Gegensätze verstanden, sondern auch hier als eine bedenkenswerte Wahlverwandtschaft, als eine Frage von »Schätzungen, Farben, Gewichten, Perspektiven, Stufenleitern, Bejahungen und Verneinungen«. Denn immer haben erst wir »die Welt, die den Menschen etwas angeht, geschaffen« (FW, § 301)! Nun beginnt eben dieses Schaffen der Welt mit dem Denken, das selber ausschließlich in der Sprache stattfindet (im Glas der Fliege), im Innersten des Seins, oder mit Heidegger, weitab jeglicher Phraseologie, anschaulich auf den Punkt gebracht, im »Haus des Seins«.

Der Mensch aber ist nicht nur ein Lebewesen, das neben anderen Fähigkeiten auch die Sprache besitzt. Vielmehr ist die Sprache das Haus des Seins, darin wohnend der Mensch ek-sistiert, indem er der Wahrheit des Seins, sie hütend, gehört. (Heidegger 4: 25)

Es stellt sich für uns niemals die Frage: »Schein oder Sein?«, denn Sein versteht sich immer als Schein! Der Schein ist aber immer am Leben zu messen, denn im Gegensatz zu dem tendenziell binären Dualismus als Konsequenz der unwerten Wahrheit, d.h. einer Wahrheit jenseits der Werte des Lebens, gibt es keine Gleichwertigkeit von Schein zu Schein (als differenzierte Formen oder Möglichkeiten des Seins), aber eben auch keinen Fortschritt an sich. Es ist nur der Mensch, der erst den Wert der Dinge schafft, den Sinn und Wert in die Dinge legt und abmisst (»die Natur ist immer wertlos« [FW, § 301]). Statt der Ungewissheit von Sein oder Schein (auch Nicht-Sein) stellt sich für das Leben immerzu die Frage: »Sein oder Werden (bzw. Nicht-Sein oder Werden)«?

Doch auch diese einzig ›mögliche‹ und lebenstaugliche bzw. -nötige Frage ist bedenklich. Und wir Architekten wissen dies nur zu gut, mit unserer Kunst der Statik, mit unserer statischen Kunst par excellence. Wir träumen von einer dynamischen Architektur und staunen mit jeder Versuchung über deren weiteres Entschwinden (d.h. über eine erneute Bestätigung der Unmöglichkeit, eine wahrhaft mobile Architektur zu erstellen). Aber so wie die absolute Statik nur ein (den konzeptuellen Physikern gemäß eigentlich fast schon ›unmöglichlicher‹) Spezialfall der Dynamik ist, ist auch prinzipiell das Sein nur ein unmögliches Spezialfall des Werdens. In einer ewig werdenden Welt konstruieren wir immer nur eine Welt des Seins, sei es mit Architektur, Kunst oder Wissenschaft; schon allein »die Ausdrucksmittel der Sprache sind unbrauchbar, um das Werden auszudrücken« (KSA13, § 11[73]). Unser Wahn ist eben, dass wir »denkend sehen und hören« (FW, § 301). Das Zwischenelement, von dem Schopenhauer bzw. Kant spricht, der sogenannte ›Intellekt‹, ist die jahrtausendalte, feste Wand unseres »Hauses des Seins«.

An dem Bau der Begriffe arbeitet ursprünglich, wie wir sahen, die *Sprache*, in späteren Zeiten die *Wissenschaft*. Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem grossen Columbarium der Begriffe, der Begräbnissstätte der Anschauung, baut immer neue und höhere Stockwerke, stützt, reinigt, erneut die alten Zellen, und ist vor allem bemüht, jenes in's Ungeheure aufgethürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt d.h. die anthropomorphische Welt hineinzuordnen. (WL, § 2: 886)

Nun könnte man in Heideggers Haus eher von einem passiven Empfangen des Seins sprechen, statt von einer zwar tragischen, aber nicht minder stimulierenden aktiven Gesamtkonzeption (also des Hauses und dessen Inhalts oder Programms) bei Nietzsche. Nun liegt das Tragische der menschlichen Existenz aber gerade darin, dass weder das Sein noch die Sprache als Haus des Seins selbst schon ›ist‹, sondern vom Menschen konstruiert werden muss. Die eigentliche Tragödie hingegen bleibt das kontinuierliche Wegschauen, das störrische Nicht-wahr-haben-Wollen der Unwahrheit als Lebensbedingung, das sich nur als eine Folge des »Mißtrauens gegen das Werdende«, als »Geringschätzung alles Werdens«, und damit alles Lebens, erweist. Das Wahr-haben-Wollen der Wahrheit und »der Glaube an das Seiende« sind hier bloß das Verlangen einer »Welt des Bleibenden« (KSA12, § 9[60]).

In der Genesis der Sprache, in ihrer Benutzung des Klangs zur Übertragung von Bildern sowie in deren Gesetzmäßigkeit in der Verwendung der Laute liegt ein künstlerischer Wink der großen logischen Kraft, der außergewöhnlichen Abstraktionskraft (KSA7, § 8[72]), der der Homo sapiens seine Weltoberung zu verdanken hat (vgl. Kapitel 16 *Eine Reise ins Gehirn*). Es gibt keine Sprache des Werdens; dies wäre ein Widersinn in sich. Wie Heraklit es sah, zeigt die Sprache schon auf das Apollinische (KSA7, § 19[100]). Sie ist selbst ein künstlerisches Phänomen (KSA7, § 19[278]) und verrät »schon die Befähigung des Menschen zur Erzeugung der Logik« (KSA7, § 19[117]). Das im letzten Kapitel erwähnte Feststellen entspricht dem Bau der festen Wand, hinter der wir unser Dasein (im Haus des Seins) führen können, die unsere Existenz ermöglicht.

Wir stellen ein Wort hin, wo unsere Unwissenheit anhebt, – wo wir nicht mehr weiter sehn können z.B. das Wort »ich«, das Wort »thun«, das Wort »leiden«: das sind vielleicht Horizontlinien unsrer Erkenntniß, aber keine »Wahrheiten«. (KSA12, § 5[3])

Bezogen auf das Verstehen der Außenwelt müssen unsere Sinne und unser Intellekt oberflächlich sein (KSA12, § 1[85]); die Oberfläche (Wand, Begrenzung...) ist das schützende Bollwerk vor dem Außen (WL: 886). Sie, die Erkenntnis, ist der Gegenpol des Außens, des ewigen Werdens. Mit der festen Erkenntnis steht der Mensch gestemmt gegen das Werden: »und wo Raum ist, da ist Sein« (KSA10, § 4[144]). Schon die Frage »Was ist Architektur?« beinhaltet das (tragische) Sein. Als ein ständiges Feststellen und Festhalten repräsentiert unsere Sprache schon die wissenschaftliche Methode schlechthin, das Ausschneiden aus dem ewigen Fluss des Werdens, um ein verständliches Zeichen setzen zu können. Durch das nötige Isolieren, Abstrahieren, Simplifizieren, reißen wir förmlich das zu analysierende Ding aus seinen Lebensbedingungen. Jeder fassbare Begriff ist gleichzeitig ein kleiner Tod (Quignard: 30ff.), ein durchaus suggestives Dilemma der Sprache, der Wissenschaft – des Denkens.

Man ist hier nochmals zu einer Bemerkung zu *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* genötigt. Schon dieser Text aus den frühen 1870er-Jahren ist rückblickend ein Grundbaustein des *Willens zur Macht* aus den späten 80ern, d.h., er verdient eine tiefgreifendere Auslegung und zentralere Rolle anstelle der teils noch üblichen Auffassung einer Abhandlung zu einem relativ isolierten Problem der Sprache (man wird sonst leider wieder an die unzähligen Versuche erinnert, einen ›modernen‹ Nietzsche assimilieren zu wollen). Das Problem der Sprache ist also das Problem des Denkens schlechthin. Wir denken mit (und in) der Sprache, nicht mit irgendeinem naturgegebenen universalen Gehirncode (oder Code an sich), sondern in unseren verschiedenen Sprachen des Seins (die Natur gibt uns nur die Fähigkeit zur Entwicklung von Zeichencodes, von Sprachen und ›Erkenntnis‹). Man liest nun vielleicht schon etwas präziser den Sinn von Alexanders fataler Kernaussage, dass auch die gedachten Stadtstrukturen nur der Struktur unseres Denkens entsprechen können.

Es wird uns kein Code von der Natur übertragen, sondern wir sind es, die den Code auf die Natur und wiederum in die Kultur übertragen. »Durch die Worte, die uns umschweben, kommen wir auf Gedanken« (KSA9, § 2[31]). Alle Sprache, alle Begriffe sind diese »anthropomorphische[n] Illusionen« (oder »Übertragungen des Menschen auf die Natur«) zum fortwährenden Verkehr mit der Natur (KSA7, § 19[134]). Alles Denken ist ein Bauen, kein einziger Bau entspricht der Wahrheit, kein einziger hat Wahrheit nötig. Nur der bedürftige Mensch hat Wahrheit nötig, seit der Verführung durch den ›bösen Sokrates‹. »Wenn Worte einmal da sind, so glauben die Menschen, es müsse ihnen etwas entsprechen z.B. die Seele Gott Wille Schicksal usw.« (KSA8, § 23[163]). Der Begriff wurde seit Sokrates nicht wahrer, nur sein Entstehungsprozess wurde umgemünzt mithilfe der Dialektik (Logik) und der Begriff schließlich als Wahrheit bezeichnet. Die Willkür der Grundbegriffe, selbst die ›Widersprüchlichkeit‹ der fundamentalsten mathematischen Gesetze verdrängt (»Achill kann die Schildkröte, die einen kleinen Vorsprung hat, im Wettkampf nicht einholen...« [GT: 199]). Haben wir Kinder der Neuzeit noch den Mut der Griechen? Ertragen wir noch einen Begriff, einen Wert, der nicht wahr ist, nicht in irgendeinem allgemeingültigen, heiligen Gesetzbuch der Welt oder Natur besiegt ist,

sondern ›lediglich‹ vom Menschen geschaffen wurde, nicht willkürlich aus dem Chaos des Werdens heraukristallisiert, sondern präzise auf ein klar identifiziertes Lebensbedürfnis von Ort, Zeit und Raum zugeschnitten? Ertragen wir noch ein rein philosophisches Werk ohne göttliche Parole, metaphysische Krücke oder wissenschaftliche Wahrheit? Jeder Atheist und nicht völlig mathematisch verblendeter Humanist würde hier uneingeschränkt mit Ja antworten, ohne vielleicht zu ahnen, wie sehr unser Denken von der gewaltigen Sprache, d.h. den langwierig entstandenen Prägungen der Begriffe abhängt, wie sehr unsere Sprache von Logik und Dialektik geprägt ist, also niemals frei und willkürlich Bausteine (jenseits der Wand des Seins) setzen kann. Der freie Wille, der für dieses voreilige ›Ja‹ nötig wäre, existiert nicht.

Dennoch können wir auch unserem unfreien Willen neue Perspektiven eröffnen, denn unfrei heißt vereinfacht ausgedrückt nicht frei von einer Perspektive, heißt somit perspektivisches Denken. Wille ist also immer (außer bei Nietzsches Übermensch) gekoppelt an Perspektive, ist immer Perspektivismus, führt immer zu anthropomorphem Denken, zur Illusion. Die Perspektive kann aber verschoben werden, das vorgestellte Bild anders belichtet werden, modifiziert oder ausgetauscht werden. So kann man »Ausländer« auch in der eigenen Sprache/Kultur werden (Deleuze 11), das Denken ver-rücken, im besten Sinne »ver-rückt«¹¹ werden. Schon die für selbstverständlich angenommene Existenz (an sich) der Begriffe ›gut‹ und ›böse‹ spricht Bände, denn ein Begriff ist nicht nur ein Wort, sondern manchmal auch ein philosophisches Konzept. Wir wollen nicht die Genealogie Nietzsches zu diesem konkreten Beispiel rezipieren, sondern auch hier einen wichtigen Aspekt für die spätere Untersuchung aufgreifen: Es ist durchaus vorstellbar, dort, wo wir nur Gegenteiliges ›sehen‹, lediglich unterschiedliche Tonalitäten anzuerkennen. (Es bleibt nach wie vor ein durchaus anregendes gedankliches Spiel, diese beiden Begriffe aus unserer Sprache zu tilgen und durch Graustufen zu ersetzen, z.B. durch ›mehr oder weniger erstrebens-wert‹, also ethisch zu denken und nicht moralisch.)

Wir können nicht denken, was nicht in unserer Sprache existiert. Diese kann selbstverständlich erweitert werden, durch neue Begriffe, von Denkern, die ihre Intuitionen mühselig und möglichst getreu in Sprache umzusetzen versuchen. Selbst regelrechte Bausteinsysteme wie beispielsweise die deutsche Sprache, die vielleicht etwas weniger umständliche Beschreibungen nötig macht, mit denen sich des Öfteren die Franzosen abzuplagen haben, lassen nur beschränkt jegliche Denkinnovation zu. Jeder einzelne Baustein ist eben selbst eingebettet in unendliche Kombinationsmöglichkeiten und hat seine drückende Geschichte mitzuschleifen, ohne die natürlich kein Text verständlich wäre. Diese klare Einsicht in das Gefängnis der Sprache ist mit ein Grund für die ›Methode‹ der Metapher bei Nietzsche. Denn die Metapher ist die Flucht in eine relative Freiheit (die Fluchtroute bei Deleuze, das Ausland im Inland), sie ist die Methode, die (neues) ›Wissen‹ schafft, sie ist, um für klassische noch an Kants ›Ding an sich‹ hängende Wissenschaftler verständlich zu reden, die Präzision an sich. Die Metapher bleibt vorläufig dem Gedanken, der Intuition am treuesten, vielleicht oft ungeschickt, aber zumindest das Brechen, Knicken, Einsperren... in bekannte Formeln (Begriffe) einschränkend. Sie

¹¹ M. Heidegger, *Im Denken unterwegs*, Neske-Produktion Stuttgart, 3Sat-Dokumentarfilm von W. Rüdel und R. Wissler

bleibt »individuell und ohne ihres Gleichen« (WL: 882) und weiß immer »allem Rubriciren [...] zu entfliehen«, im Gegensatz zum großen »Bau der Begriffe«, der mit seiner starren Regelmäßigkeit und Logik die Strenge und Kühle der Mathematik zu eigen hat (WL: 882).

Veränderung, Umkehr der Perspektive, heißt schließlich, den Begriff (wieder) zur Metapher zu stempeln. »Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind« (WL: 880f.). Nietzsche wird hier zum Arzt der Gesellschaft, zu ihrem Psychologen, er attackiert die Wurzel der Krankheit, und seine Bewusstmachung der menschlichen Fiktion eröffnet die humanwissenschaftlichste Perspektive und einzige haltbare Metaphysik, die Metaphysik der Kunst. Der Mensch wird wieder das ›Maass‹ aller Dinge (WL: 883), aber eben nicht im Sinne Platons, aus dem Glauben an das Abbild eines Urbildes, an die Verwandtschaft seiner Seele mit der Seele der Welt, seines Geistes mit dem Welt-Geist, also durch seine Intelligenz der verwandten intelligiblen Struktur der Welt anzugehören und der Illusion, sie daher potenziell entschlüsseln zu können, sondern weil jede Ordnung mit der Welt im Widerspruch steht und einzigt den Menschen etwas angeht (bzw. ausschließlich zum Leben, also zur Ausnahme gehört).

Die Worte sind redende Götterbilder. (Demokrit, in: Diels: 429)

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. (Prolog des Johannes-Evangeliums)

Hat die Welt einen Gott nötig? Ist das nicht eine menschliche Überheblichkeit? Die einzige interessante Frage ist, ob der ›Mensch‹ einen Gott nötig hat. Und die Antwort kann mit Nietzsche selbstverständlich nur affirmativ sein! (Der göttliche Logos [λόγος] des Johannes-Evangeliums, das Wort, der Begriff, die Idee, das Konzept..., alles wird eins.) Nur der Übermensch hat ihn nicht mehr nötig. Deshalb spricht Nietzsche vom höheren ›modernen‹ Menschen als dem (noch) ›bedürftigen Menschen‹. Er bedürfe noch der Kunst, der Wissenschaft (der Methodik) oder der Religion.

Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegensten Kunststücke: und wenn er es zerstößt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, dass er jene Nothbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen Intuitionen aus führt kein regelmässiger Weg in das Land der gespenstischen Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffssfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhen der alten Begriffsschranken dem Eindrucke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen. (WL: 888f.)

Auch werden Konventionen unseres Zusammenlebens als Wahrheiten bezeichnet. Man leitet daraus irrtümlicherweise einen ursprünglichen Wahrheitstrieb ab, der aber nichts anderes als ein Konventionstrieb (als soziales Tier) und Erklärungstrieb (als kontemplatives Tier) ist. Dies ist aber ganz allgemein der Kunstrieb, der Trieb zur Schaffung einer menschlichen Welt (der Kultur). Die Sprache ist das Beispiel dieses Konventionstriebes. Aber man kann nicht genug daransetzen, unser Denken und eben auch die wundersame Logik der Sprache immer als ein Springen der Dinge (der Erscheinungen) zwischen einem Nervenreiz, dann dem Bild und endlich als Laut darzustellen. Der Entstehungsprozess der Sprache hat nichts mit Logik gemein, das ganze menschliche Material zum Bau der Wahrheit und der Wirkungen dieser Konventionen »stammt, wenn nicht aus Wolkenkukusheim, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge« (WL: 879). Eine komplexe Situation wird aufs Äußerste reduziert, vereinfacht und diese geschaffene, durchschaubare »Klarheit« wird anschließend der komplexen Ausgangssituation aufoktroyiert. Wir können nicht anders, aber wir können durchaus diese tyrannische Tendenz des Denkens/Springens vergessen machen und an die gewonnene Einheit glauben. Aus diesem Willen zur Einheit entsteht dann Kultur. Jede Wissenschaft, jede Partei, jede Religion und Philosophie gründet auf diesem allzumenschlichen Umstand und dessen bisheriger Bedingung des Vergessens.

Hier sind und bleiben wir platonisch, kein ernst zu nehmender Wille zur Vielheit hat je seriös an diesem Fundament gerüttelt. Immer nur tyrannische Einheit und »causa prima«, nirgends auch nur die Spur einer Theorie der Diskontinuität (Foucault 4: 21). Offenheit heißt seit jeher lediglich Vergrößerung der Einheit, politisch ausgedrückt: Imperialismus. Alles andere bezeichnete schon Platon als Dekadenz, Verfall und Untergang. Der unentbehrliche Bruch jeder scheinbar unkonventionellen Moderne visierte niemals anderes als die durch den Bruch konditionierte, vergrößerte Einheit (von Babylon zum globalen Dorf). Aber nochmals: Hier handelt es sich nicht um eine Dummheit, sondern eine Lebensbedingung. Nur sollte man von einer Lebensbedingung in einem Kontext nicht auf Tatsachen des Kontextes schließen. Dieser Sprung ist nichts mehr als Kunst und jede andere Interpretation nichts als Wunschdenken, Lüge, also nochmals Kunst, nur uninteressanter, verantwortungsloser und oftmals lebensfeindlicher.

Der Bruch ist die große Tradition der Moderne. Aber der Bruch findet nicht auf dem Niveau der Fundamente statt, er beinhaltet nicht die Wurzeln des Baumes, er erneuert lediglich das gigantische »Columbarium der Begriffe« (WL, § 2), macht es zeitgemäßer, moderner. (Wie uns Habermas mit Jauss erinnert, war einer der erfolgreichsten Brüche der westlichen Moderne nach Sokrates das entstehende Christentum, ohne natürlich mit Sokrates bzw. Platon zu brechen [Habermas 2: 33].) Deshalb versteht sich Nietzsche als Maulwurf (M: 3), er legt die Fundamente frei. Sein Bruch ist der große Anschluss an die vorsokratische Antike, mit der wir den Bruch (diese Circe der Moderne) nicht mehr nötig haben, mit der einfach dessen Grund aufgehoben ist. Der Bruch wäre dann das bejahte Springen und Spielen, das Zeitgemäße wäre dann ein erneutes Aufheben und Weiterschleudern des Speers eines alten Hünen des Geistes ohne gleich vom Fortschritt eines Weltprozesses reden zu müssen (ohne gleich eine Hegelei zu begehen). Bescheidene Evolution, d.h. lediglich Anpassung eines Provisoriums, wäre hier ein adäquaterer Begriff.

Die größte Fabelei ist die von der Erkenntnis. Man möchte wissen, wie die *Dinge an sich* beschaffen sind: aber siehe da, es gibt keine Dinge an sich! Gesetzt aber sogar, es gäbe ein An-sich, ein Unbedingtes, so könnte es eben darum *nicht erkannt werden!* Etwas Unbedingtes kann nicht erkannt werden: sonst wäre es eben *nicht unbedingt!* [...] Ein »Ding an sich« ebenso verkehrt wie ein »Sinn an sich«, eine »Bedeutung an sich«. Es gibt keinen »Tatbestand an sich«, sondern *ein Sinn muß immer erst hineingelegt werden, damit es einen Tatbestand geben kann.* Das »was ist das?« ist eine *Sinn-Setzung* von etwas anderem aus gesehen. Die »Essenz«, die »Wesenheit« ist etwas Perspektivisches und setzt eine Vielheit schon voraus. Zugrunde liegt immer »was ist das für mich?« (für uns, für alles, was lebt usw.). (WZM: 380f.)

Noch immer suchen wir tapferen Ritter nach dem Heiligen Gral, dem Schlüssel zum Geheimnis der Natur. Aber siehe da, sie »warf den Schlüssel weg« (GT: 229). Doch statt weiterhin unvermögend den Schlüssel zu suchen (wie es Metaphysik und Moderne vergebens versuchten), sollte man sich nicht lieber den Sinn des verlorenen Schlüssels erobern, den Sinn gerade dieses Verlustes, darin also das Potenzial einer Metaphysik der Kunst erkennen (den Nutzen für das Leben)? Noch immer lassen wir uns durch den ›bösen Sokrates‹ verführen und empfinden unser Nichtwissen als ein auszutilgendes Drama, statt die »ganz enorme Kraft des Schaffens« auf das metaphysische Spielen zu verwenden (KSA8, § 29[45]) und das unglaubliche Leistungsvermögen unserer nicht zu umgehenden Fantasie, den absoluten Wert und Nutzen der Lüge, außermoralisch auszukosten. Die essenzialistische Frage »Was ist Architektur?« (bzw. »Was ist Entwerfen?«) führt zu einer antiessenzialistischen Antwort. Nicht das Sein entdecken oder verwirklichen, sondern entwickeln, einen menschlichen Sinn schaffen, ein stetig weiter zu entwickelndes Provisorium.

Im Sinne Poppers sollten wir demnach nicht fragen (vgl. Popper 2: 131): »Was ist Architektur?«, sondern vielmehr: »Was verlangen wir von Architektur?«, aber eben nicht gemäß ›ihrer‹ Natur (Essenz), sondern der unsrigen. Sie hat keine (Natur), wir schon (auch wenn sie variiert). Jede Assoziation von Dingen und einer ihnen entsprechenden Natur (Idee, Urform) führt über das ›Ding an sich‹ (Kant 2) zur ›causa prima‹, d.h. zum tyrannischen Denken der Philosophie (also zum Ende des Denkens). Es gibt keine Idee der Stadt, keine Urform der Stadt oder des Staates, mögen Platoniker sich auch auf den Kopf stellen (oder auf ihm bleiben). Auch lebt eine Stadt nicht, sonst bräuchten wir sie ja nicht am Leben zu messen, und das gilt für alles von Menschenhand Erschaffene unserer Kultur. Menschenerschaffenes lebt nicht, es ist nicht organisch, es hat keine Seele, es ist niemals an sich, niemals mehr als die Summe seiner Teile, außer eben in rein künstlerischem Sinne. Denn wenn ein Ding für uns anfängt zu ›leben‹, fangen wir eben an, es als Kunst zu erfassen. Wir ›bearbeiten‹ dann das Ding, wir arbeiten so lange an dem Ding, bis es für uns Menschen etwas mehr repräsentiert als die einfache Summe seiner Teile (z.B. das Phänomen des sogenannten ›unsagbaren‹ Raums, »l'espace indicible« bei

Le Corbusier¹²), bis es einen Sinn bekommt, eine Seele, bis Leben in das Ding, in den Entwurf kommt.

Die Gestalt-Psychologie betrachtet einen Gesamteindruck als Summe, und mehr als die Summe seiner Teileindrücke. (Venturi 1: 136)

Mit diesen faszinierenden schöpferischen Phänomenen fangen aber gleichzeitig auch die Probleme der Blindheit an. Denn Kunst am Leben zu messen ist für nicht wenige »Künstler« nahezu vulgär. Doch dieser unbedeutende Teilbereich der (toten) Kunst driftet damit ab in die Kategorie der »Kunst für die Kunst« (»l'art pour l'art« im Sinne von Lévi-Strauss: 43, oder von Bourdieu 1: 63). Auch nicht wenige scheinbar verrückte Gebäude gehören dieser Kategorie an, deren formale Extravaganz leider nicht das Leben in ihnen extravagant zu schaffen versteht (dessen Rahmen oder Lebensraum), weil dieses unbedingte Zusammengehören von Fiktion und Leben eben nicht erkannt und explizit erarbeitet wurde. Die Fiktion wurde nicht am Leben gemessen und das scheinbare Kunstwerk bleibt dadurch (für das Leben) völlig unbedeutend. Wir brauchen also in diesem Sinne für eine fruchtbare Arbeit eine (selbstverständlich fröhliche) Wissenschaft der Fiktion, eine wahrhaftige Science-Fiction (oder vielleicht besser Fiction-Science).

Wir sollten der Sprache nicht mehr abverlangen als ihre ursprünglichen Intentionen, d.h. die Schaffung von Begriffen als Zeichen zum Wiedererkennen von Zuständen und Begehrungen, ohne jegliche Absicht auf Logik. Der Begriff ist immer nur ein Bezeichnen des Zustandes als eine (analogische) Synthesis, niemals aber ein Begreifen des Zustandes im Sinne einer logischen Analysis (Auflösung); »unwissenschaftlich« ist jede innere geistige Aktion tatsächlich, auch *jedes* Denken« (KSA12, § 1[50]). Eine altgriechische Leidenschaft der Erkenntnis (KSA9, § 11[141]) wäre nichts anderes als die erkannte Leidenschaft der Erkenntnis (der Instinkt, Trieb oder Wille zur – Kunst), man muss sie, die unter der Leidenschaft der Erkenntnis waltende und viel tiefere, fatalere und bedeutsommere Leidenschaft der Erkenntnis noch wollen.

8. Architektur und Wahrheit

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen. Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört, die die Gesellschaft, um zu existieren, stellt, wahrhaft zu sein, d.h. die usualen

12 »Lorsqu'une œuvre est à son maximum d'intensité, de proportion, de qualité d'exécution, de perfection, il se produit un phénomène d'espace indicible: les lieux se mettent à rayonner, physiquement, ils rayonnent [...] C'est du domaine de l'ineffable.« (Le Corbusier, »Architecture religieuse«, in: *L'Architecture aujourd'hui*, hors-série Juin-Juillet, 1961, S. 3)